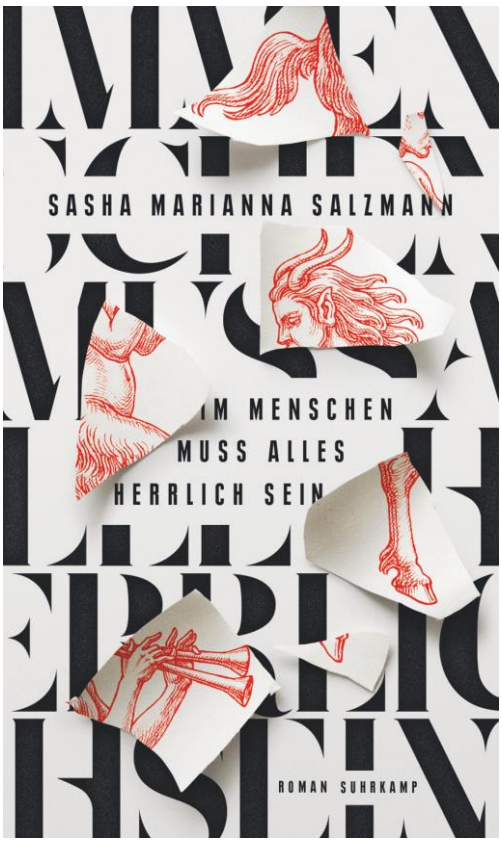
Leseprobe

Sasha Marianna Salzmann
Im Menschen muss alles herrlich sein

Suhrkamp Verlag, Berlin 2021
ISBN 978-3-518-43010-1

S. 9-20, 42-46, 254-262



© 2021 Suhrkamp Verlag

STEINEHÜPFEN

Natürlich wollte ich wissen, was passiert ist. Was überhaupt passiert ist, bevor Edi im Hof zusammengeschlagen wurde. Sie lag auf der Wiese, ihre Haare ganz bleich und schmutzig. Meine Mutter kniete neben ihr, Tante Lena brüllte die beiden zusammen. Alle drei gestikulierten, als vertrieben sie Geister. Als sie mich sahen, fingen sie an zu weinen, eine nach der anderen, wie eine Matroschka: aus den Tränen der einen wurden die Tränen der Nächsten und so weiter. Zuerst legte meine Mutter los, dann stimmten die anderen mit ein, ein Kanon an Jammerlauten, ich konnte das, was sie von sich gaben, überhaupt nicht auseinanderhalten.

Gut, warum meine Mutter nach der langen Funkstille feuchte Augen bekam, als sie mich da stehen sah, ist mir klar, aber die beiden anderen hatten wohl was miteinander auszufechten. Mutter und Tochter, die eine lag auf dem Boden, als wäre sie ein Schatten, den die andere warf. Und andersrum schien die eine aus den Füßen der anderen hochzuwachsen wie ein Strauch mit gebrochenen Zweigen. Tante Lena hatte einen grünen Hosenanzug an, der um ihren Kör-

© 2021 Suhrkamp Verlag

per schlackerte, ich hätte sie fast nicht erkannt. Ich habe die Strampler ihrer Tochter getragen, ich habe an ihrem Küchentisch für Klassenarbeiten und Prüfungen gepaukt, ich habe mitten in der Nacht an ihrer Tür geklingelt, wenn ich es zu Hause nicht mehr ausgehalten habe, aber das ist lange her, und einen Moment lang war ich mir nicht sicher, ob es tatsächlich Lena war, die ihr auf dem Boden zusammengekrümmtes Kind anblaffte: »Warum treibst du dich hier draußen herum, was machst du nur?«

Edi sah ramponiert, aber nicht betrunken aus, sie behauptete allerdings im vollen Ernst, im Hof zwischen den Plattenbauten eine Giraffe gesehen zu haben. Die soll hier herumspaziert sein, mit der Schnauze ins Gras gepickt und in die Fenster der anliegenden Häuser gelinst haben. Das ist vielleicht der Osten hier, aber Giraffen haben wir, soweit ich weiß, keine, so ein Vieh gibt es hier nicht.

Edi war lange nicht hier gewesen, das merkte man an ihren Haaren, und an den Klamotten, an denen vor allem. Ich hatte mit ihr ohnehin wenig zu tun gehabt, auch als sie noch bei ihren Eltern wohnte, obwohl ich an deren Küchentisch Hausaufgaben machte. Ich war zu jung für sie, außerdem kam sie nie herein, um sich ein Brot zu machen oder einen Tee, wenn ich da war. Die Tür zu ihrem Zimmer hatte einen milchigen Glaseinsatz, durch den ich sehen konnte, wie sie das Licht an- und ausknipste, grundlos, am Tag oder am Abend, an und aus, an und aus. Irgendwann war das Glas zerbrochen, da ragten nur noch ein paar Zacken aus dem Rahmen, niemand sagte etwas dazu, ich fragte nicht nach, und bald gab es ein Ersatzglas, als sei nie etwas vorgefallen. Edi war damals ziemlich unauffällig, schwarze Haare, schwarze Jeans, schwarzes Shirt. Würde ich sie heute auf der Straße treffen, würde ich an ihr vorbeilaufen, so bunt gekleidet ist

© 2021 Suhrkamp Verlag

sie mittlerweile. Ich erkannte sie nur, weil ihre Mutter neben ihr stand und sie anbrüllte. Und weil es meine Mutter war, die versuchte, den Streit zu schlichten. Wieder und wieder ging ein Reigen an Beschuldigungen los, Tante Lena fauchte meine Mutter an: »Warum verheimlichst du mir – weißt du nicht –?«, und meine Mutter zurück: »Es geht niemanden etwas an, wenn ich sterbe.«

Blöder Zeitpunkt für mich, in das Gespräch einzusteigen, sie war noch mitten im Satz, als ihre Augen an mir hängenblieben, und dann wurde sie plötzlich ganz steif, als habe die Zeit einen Sprung gekriegt. Zack. Sie sieht mich an, ich sehe sie an.

Sie hat graue Haare bekommen, irgendetwas wirkte ganz gequetscht in ihr, auch wenn sie versuchte, schick auszusehen. Sie färbt sich die Haare, seit einer Weile schon, die waren am Anfang des Abends bestimmt noch ordentlich frisiert gewesen, aber jetzt waren die Strähnen zerzaust, und man sah den silbernen Ansatz. Ihre Tränensäcke wölbten sich vor, aber das konnte auch daran liegen, dass ich über ihr stand, aus dieser Perspektive sieht jeder schräg aus. Sie wirkte klein, an ihrem Scheitel vorbei sah ich auf ihre Hände, in dem Netz der Linien war Dreck, vermutlich hatte sie versucht, Edi auf die Beine zu stellen.

Ich war nicht überrascht, dass sie in der Stadt war, Onkel Lew hatte mir zugesteckt, dass sie zur Fete in die Jüdische Gemeinde kommen würde, das heißt, eigentlich kam er ganz offiziell, um es mir mitzuteilen und eine Versöhnung einzufordern, eine ganz feierliche Familienzusammenführung, er kam im frischen Hemd, seine Nasenflügel blähten sich, er hatte die besten Absichten, aber ich musste ihn enttäuschen. Als er sah, dass seine Versuche nichts brachten, wollte er mir ein schlechtes Gewissen machen, mit der eigenen Mutter

© 2021 Suhrkamp Verlag

breche man nicht, man habe sie zu lieben, ganz egal, was ist, aber ich denke, ich muss sie weder lieben noch nicht lieben, sie ist meine Mutter, und mehr ist dazu nicht zu sagen. Die Sache ist, wie sie ist.

Ich war einfach so an dem Abend draußen gewesen, schaute mir die Abendspaziergänger an, nichts Besonderes. Der Geruch der Straßen verändert sich in der Dämmerung, wird säuerlicher, ich mag das, aber an dem Abend roch ich verbrannten Zucker, hörte Schreie und dachte, ich sehe mal nach.

Im ersten Moment war ich froh, dass es nicht meine Mutter war, die da vermöbelt im Gras lag, dann merkte ich, dass ich nicht mehr fühlte als das. Lebe. Lass mich in Ruhe.

Vor kurzem schien es hier noch ein kleines Feuer gegeben zu haben, wir standen neben einem Haufen von verbranntem Papier, gewellte, zusammengeschnürte Bündel, überzogen mit Ruß, ganz schön eigentlich, ich glaube, es roch nach Cola, nach bitterem Karamell, der Geruch kitzelte in der Nase, Tante Lena kriegte einen Niesanfall. Wer auch immer hier zwischen den Häusern ein kleines Picknick hatte veranstalten wollen, war entweder vertrieben worden oder hatte schnell aufbrechen müssen, und was Edi damit zu tun hatte und warum die halbe Mischpoche der Jüdischen Gemeinde im zweiten Stock aus den Fenstern hing und zu uns heruntergaffte, war nicht aus den Frauen herauszukriegen. Sie weinten, wollten sich aber trotzdem keine Blöße geben. Sozialistische Manieren: Wenn man Gefühle hat, zeigt man der ganzen Welt, wie sehr man verletzt ist, aber versucht, sich zu beherrschen.

Wir standen umrahmt von Balkonen, an deren Geländer die immer gleiche Fahne flatterte, als würden ihre Besitzer vergessen, wo sie sich befänden, wenn sie nicht das Stück Stoff draußen im Wind wehen ließen. Das ist vor allem des-

© 2021 Suhrkamp Verlag

halb witzig, weil bei vielen der Bewohner, zumindest bei denen, die ich kenne, die Fahne am Gitter nichts mit dem Wappen auf dem Umschlag ihrer Pässe zu tun hat.

Keine der drei wollte zurück auf die Party, im Hof liegen lassen konnte man sie auch nicht, die eine dreckig, gebleicht, verbeult, die andere mit verheultem Gesicht und dann noch meine Mutter, mit ihren zerzausten Haaren, die gerade behauptet hatte, dass es niemanden was anginge, wenn sie stirbt. Ich fragte sie, ob sie sich bei mir frischmachen wollen. Es schien mir richtig, ihnen anzubieten, sich an meinem Küchentisch auszuruhen. Wir gingen eilig, wortlos, als hätten wir Angst, dass uns jemand folgt, ich hörte das Gummigeräusch meiner Sohlen auf dem Asphalt.

Zu Hause stürzte Tante Lena gleich zum Spülbecken, hielt einen Lappen unters kalte Wasser und legte ihn Edi auf die Stirn. Ich drückte den Knopf des Wasserkochers und ignorierte die Blicke meiner Mutter, die Art und Weise, wie sie mein Sofa mit geweiteten Augen musterte, in jeder Ritze hängenblieb, als versuche sie, sich alles einzuprägen. Sie war zum ersten Mal hier, sie sah sogar die offenen Chipstüten auf dem Boden liebevoll an. Ich ignorierte die Stimme in meinem Kopf, die zischte, die Wohnung sei dreckig, klein und dunkel. Die einzige freie Wand war behängt mit einem riesigen *Path-of-Exile*-Poster, auf dem der Himmel düster war und das Blut spritzte. Es roch nach der Barbecue-Soße der Chicken Wings, die neben meiner Tastatur lagen, die Vorhänge waren zugezogen, der Computer lief, auf dem Bildschirm knallten sich Völker ab, das Rauschen des Lüfters füllte mir die Lunge.

Wir sagten eine Weile nichts. Dass Mamas Hände zittrig waren, sah ich an der Oberfläche des Tees, der Wellen schlug, als hüpften winzige Steine darüber, aber sie hatte ein ruhiges Gesicht und ganz große Augen, als glaube sie nicht, dass sie

© 2021 Suhrkamp Verlag

mich sieht. Und ich glaubte ihr auch nicht. Dass sie mich sieht.

Man kann den Menschen nicht vorwerfen, dass sie keine Helden sind, hatte sie zu mir in unserem letzten Streit gesagt, oder vielleicht war es nicht der letzte gewesen, unsere Streitereien hatten keinen Anfang und kein Ende, es war eine nicht abreißende Kette an Verletzungen. Es waren noch nicht mal Beschuldigungen, es war einfach nur Lärm. Warum sie aber – wenn es so war, dass man den Menschen nicht vorwerfen durfte, dass sie nicht besser sind, als sie sind – von mir erwartete, eine zu sein, die ich nicht sein kann, wollte sie mir nicht beantworten. Sie wollte mir gar nichts beantworten. Oder konnte es nicht. Und sie hatte keine Fragen an mich, auch jetzt nicht.

Sie saß da mit ihren silbernen Rotbuchenhaaren, die gebleichte Edi und ihre smaragdgrüne Mutter daneben, alle drei wiegten die Köpfe, ganz leicht, man konnte es fast nicht sehen, es wirkte, als würden Wellen durch ihre Schultern laufen, als würde ihnen Strom den Hals hochfließen. Über die Oberfläche des abkühlenden Tees hüpften nach wie vor Steinchen, mal schneller, mal langsamer, je nach Größe, noch ein Sprung und versenkt.

Wir gaben uns Mühe, redeten ein bisschen, fragten die Koordinaten unserer Tage ab, ganz vorsichtige Worte, ungelenke Tanzschritte, aber insgesamt okay.

© 2021 Suhrkamp Verlag

I

Abdrücke froher Gesichter in meinen Handflächen.
Die Frauen und Männer der Siebziger erhellen
wie tote Planeten die sommerliche Luft.

Serhij Zhadan, *Antenne*
aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe

© 2021 Suhrkamp Verlag

© 2021 Suhrkamp Verlag

DIE SIEBZIGER: LENA

Aus der Nähe sah die Wand grün aus, aber Lena wusste, wenn sie nur einen Schritt zurückträte, würde sie die Streifen und Muster der Tapete erkennen, da waren schwarze Striche, wie Blumenstängel, die über Kreuz vom Boden bis hoch zur Decke liefen, aber sie schaute nicht hoch. Ihre Mutter hatte sie am Ohr gezogen und genau hier abgestellt. Sie sah auf einen grünen Fleck, da war sonst nichts, und von dem Nichts schmerzten ihre Augen. Ihr war langweilig, und sie musste pinkeln, vor allem war ihr langweilig, sie wäre aber lieber geplatzt, als auch nur ein Wort zu sagen. Sie würde nicht in die Hosen machen, dafür war sie schon zu alt, sie ging ja fast schon in die Schule, und sie würde nicht heulen, den Gefallen würde sie ihrer Mutter nicht tun. Außerdem wusste sie, dass ihr Vater bald nach Hause kommen würde, er würde sie erlösen. Er würde die Mutter anschreien, weil sie Lena angeschrien hatte, sie würde ihm alles beichten, und während die Eltern zankten, hätte sie einen freien Abend, könnte vielleicht rausgehen zu Jurij oder wenn nicht, dann in dem Buch blättern, das ihr der Vater mitgebracht hatte. Sie konnte lesen, davon war sie überzeugt. Sie erkannte zwar nicht alle Buchstaben auf dem Papier, aber wenn ihr Vater sie fragte, was da stehe, bohrte sie ihren Schneidezahn in die Zunge, kniff die Augen zusammen und hatte fast immer recht. Und ihr Vater würde sie nie anlügen, er war schließlich Lehrer. Bald würde sie auch in die Schule gehen, und dann könnte sie ihren Namen schreiben und

© 2021 Suhrkamp Verlag

den der anderen Kinder vorlesen und dann noch die Tiergattungen und die ganzen Vögel, von denen sie wusste, man unterscheidet sie an dem Zickzack am Rand der Flügel und am Bogen ihres Schnabels, und vielleicht ein paar Worte mehr. Sie freute sich auf die Schule, endlich wäre es nicht mehr so langweilig, und sie müsste nicht so viel Zeit allein verbringen, weil ihre Mutter immer in der Chemiefabrik Leute anwies, durch die Gänge zu rennen, und ihr Vater von Klassenzimmer zu Klassenzimmer stolperte – vielleicht könnte sie mehr bei ihm sein, wenn sie eingeschult würde, das könnte doch sein.

Lena biss sich auf die Unterlippe, weil sie merkte, dass ihr warme Flüssigkeit in die Hose tröpfelte, ihre Faust krampfte. Sie hatte eine Tasse zerbrochen, aber nicht mit Absicht, das wusste die Mutter doch. Lena hatte sie in die Hände genommen, weil sie schön gewesen war wie sonst nichts in der Zweizimmerwohnung und auch weil es gefährlich war, sie zu berühren, ihr durfte auf keinen Fall etwas passieren. Sie war aus dünnem, kaltem Porzellan mit einem geschwungenen Henkel in der Form von Papas Ohren – unten ausgebeult, nach oben hin spitz – und hatte ein blaues Netzmuster, das von sechszackigen goldenen Schleifen durchbrochen war, die wie Fischschuppen glänzten. Unten und oben waren die Ränder fein bemalt, als sei die Tasse mit einem goldenen Faden zusammengenäht worden, und es war Lena absolut klar, dass nie jemand aus dieser Tasse trinken würde. Sie stand da als Dekor, neben einer Faun-Figur, die Lena nie anfassen wollte, weil ihre Finger danach staubig waren und weil sie Angst vor ihr hatte mit ihren behaarten Ziegenbeinen und den Hufen statt Füßen. Lena war sich nicht sicher, ob es diese Tiere wirklich gab und ob sie ihnen im Wald begegnen könnte. Ob sie alle gebogene Flöten hatten, in die sie bliesen, um Kinder

© 2021 Suhrkamp Verlag

wie sie anzulocken, ob ihnen gekrümmte Hörner neben den Ohren wuchsen, mit denen sie die Kinder dann aufspießten. Lena versuchte die Figur nicht anzusehen, wenn sie an der Anrichte vorbeiging. Aber die Tasse musste sie ab und zu in den Händen halten. Sie war filigran und schimmerte wie Mamas Schmuck, an den sie erst recht nicht rankam, weil die Schatulle ganz oben im Schrank stand, und überhaupt durfte sie sich dafür nicht interessieren, meinte ihre Mutter. Die Tasse zerbrach, sie wusste nicht wie, ihre Hände waren gar nicht glitschig gewesen, Lena erinnerte sich nur an die Schreie – an den eigenen zuerst, dann an den ihrer Mutter und an den Schmerz am Ohr, und jetzt die Tapete, die sie seit Stunden, Tagen, seit einer Ewigkeit anstarrte.

Weil sie sich so verkrampfte, um nicht in die Hosen zu machen, hatte sie nicht gehört, wie ihr Vater nach Hause gekommen war. Jetzt drangen Satzfetzen aus der Küche durch den Flur zu ihr herüber.

»Sie hat das Leningrader Porzellan …«

»Das ist nicht pädagogisch …«

»Ich pfeife auf deine Pädagogik …«

»Ich bin Lehrer …«

»Und ich Mutter …«

Ihr Vater versagte. Lena biss sich noch fester auf die Lippen und hob den Kopf. Sie hatte nicht gemerkt, wie er ihr auf die Brust gesunken war. Sie schaute geradeaus auf die Tapete vor ihr und versuchte, an ihre Großmutter zu denken. Mamas Mama hätte sie mit Sicherheit aus dieser Lage befreit, sie war nicht so weich und warm wie ihr Vater, sie widersprach oft und hatte eine laute und klare Stimme, genau wie ihre Tochter. Manchmal, wenn die beiden miteinander sprachen, klangen die Sätze wie Peitschenhiebe. Und jetzt peitschte die Mutter in Richtung des Vaters, und er wurde leiser und leiser,

© 2021 Suhrkamp Verlag

so dass Lena ihn gar nicht mehr hören konnte, obwohl sie doch direkt vor der Wand stand.

Die Großmutter würde bald kommen und sie abholen, der Sommer stand bevor, und das hieß Sotschi und Strand und das nach modrigem Holz riechende Haus am Stadtrand und die Haselnussbäume, deren Zweige Lena schütteln würde. Und einmal, mindestens einmal, würde sie selbst reinklettern, und ihre Großmutter würde erst die Fäuste in die Hüften stemmen und nach ihr rufen, und dann würde sie Lena aus den Zweigen schütteln wie eine Nuss. Einen ganzen Sommer lang weg von Mama. Aber nicht jetzt, die Großmutter würde noch lange nicht kommen. Es könnte noch Tage dauern oder Wochen, in Lenas Hose brannte es.

Der Vater redete auf sie ein, sein Gesicht war ganz nah an ihrem Ohr, sie konnte seine Wärme spüren, aber rührte sich nicht vom Fleck, trotz nasser Hose und nasser Wangen sagte sie kein Wort und schob seine Hand von ihrer Schulter. Erst als er sich neben sie hockte und fragte, ob sie mit ihm am Wochenende, nur sie und er, zu zweit, ins neueröffnete Maschinenbaumuseum gehen wolle, wo es alle möglichen Dampferzeuger und Gasturbinen geben würde, atmete Lena tief aus. Sie schielte zu ihm hinüber. Sein Kinn war wieder stoppelig geworden, heute Morgen, als er rausgegangen war, hatte sein Gesicht geglänzt und nach Gurkenwasser gerochen, aber jetzt war es mit schwarzen Punkten übersät und miefte nach Bahnstaub. Die Haare auf seiner Stirn waren verklebt, er lächelte und fuhr mit seinen Händen erst über ihre Augen, dann über seine eigenen. Unter der mit feinen Falten durchzogenen Haut liefen dicke Adern von den Fingerknöcheln bis zum Handgelenk, Lena liebte es, wie sie auf- und abtauchten, und vor allem liebte sie das Gewimmel

© 2021 Suhrkamp Verlag

tergerüst eines Spielplatzes vielleicht, und hinter der Abgrenzung begann gleich der Wald. Man konnte nicht sehen, ob der Zaun das gesamte Gelände umfasste, sein welliges Gitter verlor sich im durchbrochenen Grün der Wacholderbüsche und Bäume, und Lena bildete sich ein, von weit her das Plätschern eines Sees zu hören – vielleicht würde sie ja hier endlich schwimmen lernen. Vielleicht gäbe es hier in dem See solche Amphibienmenschen mit glänzenden Schuppen statt Haut, die mit aufgestelltem Kamm aus dem Wasser kamen und die Kinder mit sich fortzogen.

Die *Allee der Helden*, ein schmaler betonierter Pfad, der vom Torbogen in das Ferienlager hineinführte, war gesäumt mit den Büsten junger Männer. Die meisten hatten kurzgeschorene Haare, einige von ihnen trugen Schirmmützen, nur wenige ein Pionierhalstuch aus Stein. Sie standen auf Betonsockeln, die so hoch waren wie die Kinder selbst, Dutzende Augenpaare schauten zu ihnen hoch. Die Gruppenleiterin richtete ihr senffarbenes Kleid, das nach der langen Reise aussah wie zertretenes Laub, zupfte an ihrem Dutt und zeigte mit der Hand auf die eine und die andere Statue, um zu fragen, ob jemand wüsste, wie der junge Mensch hier hieß. Sie blieb stehen vor der Hauptattraktion, einem Jungen mit hoher Stirn und quadratischem Haaransatz, der fast schon auf seinem Hinterkopf lag. Er trug eine schiffchenähnliche Feldmütze leicht schräg auf dem Scheitel und schaute sehr, sehr ernst, fast wütend. Sein Halstuch saß eng über dem zugeknöpften obersten Hemdknopf, und hätte die Büste einen kompletten Oberkörper gehabt, hätte sie bestimmt eine Lederjacke getragen, mutmaßte Lena. Sie hatte dieses Gesicht mit den strichartigen Brauen und den weit aufgerissenen Augen schon mal gesehen, aber es fiel ihr nicht ein, wo, und

© 2021 Suhrkamp Verlag

sie bemühte sich auch nicht, den richtigen Namen zu finden. Die Gruppenleiterin hatte ohnehin keine Geduld mit den Reinrufern und erklärte selbst, wer Pawel Morosow war, nämlich ein Pionier-Held, einer, der dem Kulakentum getrotzt und mit seinem Leben dafür bezahlt hatte.

»Wer von euch weiß, wer Kulaken sind?«

»Feinde! Feinde!«

»Ja, richtig. Aber warum?«

»Weil sie uns verraten haben.«

»Ja, und wie?«

Lena wusste, dass Kulaken Bauern gewesen waren, die Land besessen hatten, und dass Besitz zu haben verboten war, aber sie hörte jetzt zum ersten Mal, dass Kinder ihre Eltern bei der Kolchose meldeten, wenn sie Korn oder Vieh horteten, und dass Pawlik Morosow so einer gewesen war. Er hatte seinen Vater, der Getreidevorräte versteckt hatte, beim Dorfobersten angezeigt und wurde gemeinsam mit seinem kleinen Bruder dafür von seinem Großvater im Wald beim Beerensammeln erstochen. Lena blieb noch kurz vor Pawliks abgeschnittenem Rumpf stehen, als die Pioniere schon die Allee weitergeeilt waren, schaute in seine lidlosen Augen und nieste.

In der Nacht hing seine hohe Stirn über Lenas Matratzenende, und immer wenn sie zu ihm hinschielte, nieste Pawlik, ohne zu blinzeln, über sie hinweg – hatschuuu –, sie kriegte vor Angst Schluckauf, in ihrem Bauch fing es wieder an zu gurgeln und zu ziehen. In den Nachbarbetten hörte sie die Mädchen tuscheln und versuchte zu verstehen, was sie sich erzählten, weil sie hoffte, dass ihr Gemurmel sie beruhigen würde, so dass sie nicht mehr die zwischen den Preiselbeersträuchern aufblitzende Messerklinge sehen musste, aber auch den anderen ging der Pionier-Held offenbar nicht aus

© 2021 Suhrkamp Verlag

dem Kopf. Sie flüsterten, dass Pawlik und sein Bruder nicht nur erstochen, sondern mit großen Messern zerteilt und danach gefressen worden waren, denn das sei es, was Kulaken tun: Sie töten ihre Kinder und fressen sie. Sie hätten einen unersättlichen Hunger und wollten nicht mit der Gemeinschaft teilen, und darum waren Wagen gekommen und hätten sie weggeschafft, und als man ihre Kinder in Heime brachte, zeigte sich, dass sie genauso von Raffgier besessen waren wie ihre Eltern, sie rissen sich gegenseitig das Fleisch von den Knochen und fraßen es, sie legten ihre jüngeren Geschwister in den Schnee, warteten, bis sie erfroren waren, und kochten ihre Überreste. Nur wenige waren Ausnahmen, Ausnahmen wie Pawlik Morosow.

Lena blieb die ganze Nacht über wach und beobachtete die sich hebenden und senkenden Körper der anderen Pioniere, deren Decken wie graue Erde in dem dunklen Saal wirkten, die über gekrümmte Körper geschüttet worden war. Die freistehenden Einzelbetten hatten große weißlackierte Rahmengestelle mit Füßen auf Rollen, die Matratzen waren weich wie Weißbrot und hatten einen Hängebauch. Sie standen in größeren Abständen zueinander, ihre Schatten berührten sich nicht. Manche Mädchen schnaubten im Schlaf, Lenas Bettnachbarin zirpte bis in den Morgen wie eine Heuschrecke.

Lena fuhr sich mit beiden Händen zur Beruhigung über die Oberarme, auf und ab, auf und ab, als versuche sie, die Gänsehaut zu glätten. Beim ersten Weckruf sprang sie auf, war die Erste im Waschraum, die Erste auf dem Vorplatz, stand vor einer saubergefegten Feuerstelle auf dem Appellplatz und wartete, bis alle anderen nachkamen und die Trompete an ihrem Ohr ihr auch noch den letzten Gedanken aus dem Kopf blies. Das Hemd hing dem Pionier, der so heftig

© 2021 Suhrkamp Verlag

zum Aufstehen getrötet hatte, schlaff von den Schultern und war umständlich in den Hosenbund gestopft, er kam Lena vor wie ein halb aufgepumpter Ballon, der in Schüben Luft entließ. Hinter ihm auf einer riesigen Tafel mit der Überschrift TAGESABLAUF war zu lesen:

1. Aufstehen 8:00
2. Gymnastik 8:00–8:15
3. Aufräumen der Schlafräume und Toiletten 8:15–8:45
4. Appell und Hissen der Flagge 8:45–9:00
5. Frühstück 9:00–9:30
6. Freie Zeit 9:30–9:45
7. Pflege des Geländes 9:45–10:00

Die folgenden Punkte verdeckte die leuchtend rote Fahne mit den goldenen Fransen, die von der Trompete hing, aber ab 10. konnte Lena wieder weiterlesen: Freie Zeit, dann 11. Mittagessen, 12. Nachmittagsschlaf, 13. Zwischenmahlzeit, 14. Gruppenkurse, 15. Freie Zeit, 16. Abendessen, 17. Gemeinsame Aktivitäten, 18. Abendappell und Einholen der Flagge, 19. Abendtoilette 20. Schlaf.

Die betonierten Wege, die über das in den Wald geschlagene Gelände führten, standen wie gestreckte dicke Finger von der Handfläche des Appellplatzes ab. Sie stachen mit ihren Fingerspitzen in einstöckige Holzbaracken mit angebauten Verschlägen, manche führten weiter zu den Gemüsebeeten und den dahinterliegenden Feldern, einer wies auf den vor Hitze zitternden Plastiküberzug des Gewächshauses weiter abseits. Lena lief über die Wege und las die Hinweisschilder auf den Gebäuden in Buchstaben so groß wie ihr ganzer Körper: FÜR MÄDCHEN, FÜR JUNGEN, BIBLIOTHEK. Zwischen der länglichen Bühne, von der aus sie bei ihrer Ankunft begrüßt worden waren, und dem Platz für sportliche Betätigung mit Laufbahn, Fußballfeld, Barren und Ringen

© 2021 Suhrkamp Verlag

war ein Transparent aufgespannt mit der Losung: WIR SIND IM MÄRCHENLAND. Über dem Appellplatz selbst stand auf einer Plakatwand: KINDER – DAS LAGER GEHÖRT EUCH!, gleich daneben die Anordnung, das Areal nicht zu verlassen. Der Speisesaal war nach zwei Seiten komplett verglast, und auf der gesamten linken Fensterfront klebten riesige Buchstaben: W E N N I C H E S S E B I N I C H T A U B U N D S T U M M.

Die Sitzordnung bei den Mahlzeiten war nach durchnummerierten Mannschaften geregelt, gefaltete Papierschilder am Kopfende der langen Tische sorgten dafür, dass man sich nicht zu Älteren oder Jüngeren setzte. Lena beobachtete, wie die Mädchen ihrer Gruppe sich unter dem Tisch gegenseitig gegen die Kniescheiben und Schienbeine traten und an den Haaren zogen, sobald die Pionierführer, die pausenlos durch die Reihen patrouillierten, sich entfernten. Das Mädchen, das ihr am Tisch gegenübersaß, kratzte mit dem Löffel über die Innenseite ihres Messingtellers und schaute ihr dabei in die Augen – Lena kam es vor wie eine Warnung. Sie stellte sich vor, unsichtbar zu sein, und dachte an den Strand. Wenn es hier einen See gäbe oder womöglich sogar einen Fluss, dann wäre alles nicht so schlimm.

OHNE AUFSEHER NICHT BETRETEN las Lena vom Schild an der offen stehenden Tür zum Gewächshaus ab und schlich sich weiter heran. Sie war einer Gruppe Älterer gefolgt, um zu sehen, wohin sie die Schwingeimer trugen, außerdem wollte sie schon seit ihrer Ankunft die Nase in die mit einer flimmernden Haut überzogene Holzkonstruktion stecken, von wo ein intensiver Geruch nach reifen Tomaten aufs Gelände drang. Die feuchte, dicke Luft hing vor der aufgerissenen Tür wie ein Teppich und war weich wie ein Kissen.

© 2021 Suhrkamp Verlag

»Eine Sache ist noch wichtig, zum Thema deine Mutter.« Sie beugte sich vor, als würde sie Edi ein intimes Geheimnis mitteilen. »Wir müssen deinen Kopf zurückfärben, bevor wir losfahren. Sonst lässt Lena uns nicht rein, fürchte ich. Sonst bewirft sie uns mit der Geburtstagstorte.«

Sie lachte wieder los, und sie lachte so lange, bis Edi aus Ratlosigkeit mitlachen musste.

Ignoranz und Wirklichkeitsflucht. Nichts anderes war das. Tatjana würde womöglich bald sterben, zumindest schien ihre Krankheit ernst zu sein, aber als sie anrief, nachdem sie sich selber für ein Wochenende aus der Klinik entlassen hatte, besprach sie lieber, welche Kleider und Hosenanzüge sie für den Kurztrip einpacken sollte. Als Edi vorsichtig fragte, ob ihr Gesundheitszustand bestimmte Maßnahmen nötig machen würde, ob sie vielleicht Medikamente nehmen müsse, an die man sie zu erinnern habe, oder ob sie mehr Zeit für die Fahrt einplanen sollten für regelmäßige Pausen, sagte sie, Edi solle sich nicht lächerlich machen. Im Übrigen sei alles in Ordnung und sie wolle nicht mehr darüber reden. Fertig.

Edi lag in der Badewanne, blickte auf die zwei Matroschkas auf dem Einband von Oksana Sabuschkos Buch und fragte sich, ob sie *Feldstudien über ukrainischen Sex* für das Wochenende mit einstecken sollte oder ob es unangenehm werden könnte, wenn ihre Eltern sähen, dass sie Bücher auf Deutsch mit solchen Titeln las und auch noch mit Ostblockkitsch auf dem Cover. Vermutlich würde sie ohnehin keine Zeit haben, sich damit aufs Sofa zu hocken.

Im Viereck des Fensters über der Waschmaschine nahmen die Wolken die Farbe von Schmelzkäse an. Edi öffnete den Mund, als versuche sie, den Himmel zu verschlucken oder ihn zumindest zu beißen. Als Kind war »Schmelzkäseturm«

© 2021 Suhrkamp Verlag

ihr Lieblingsspiel mit ihrer Mutter gewesen. Sie stapelten die abgepackten Plättchen in der Mitte zwischen sich auf, zählten bis drei und stürzten sich dann auf den Käseberg – Folie aufreißen, die wabbeligen Quadrate zusammenkneten und in den Mund stopfen, kauen, schlucken, kauen, schlucken, wer schafft mehr? Irgendwann prusteten beide Käsestückchen auf die Tischplatte vor Lachen. Einmal wurde Edi von dem vielen Schmelzkäse schlecht, sie verschluckte sich, keuchte und musste alles auf den Boden ausspeien, aber was danach passiert war, wusste sie nicht mehr. Sie erinnerte sich nur an die gelblich weiße Masse unter ihren Kinderfüßen und auf dem Knie der Sporthose, die sie trug. Es war ihre erste Erinnerung an das Gefühl zu ersticken. Ein Bild, das ihr seither oft aufstieg: Irgendetwas Belangloses, Kleines, ein Teeblatt vielleicht, verklebt ihr die Luftröhre, bum, aus, fertig die Geschichte. Sinnloser, dummer Tod, aber auch das gab es.

Sie glitt mit dem gesamten Körper unter Wasser und spürte, dass ihre Haare leicht wurden wie Federn, sie waren noch immer weißblond, vermutlich verschwanden sie vor dem Hintergrund der Badewannenkeramik und ihr Gesicht, dieser blasse Teller, auch. Nur zwei schwarze Aprikosenkernaugen schwammen am Grund. Sie würde am Wochenende viel weghören müssen, ihre Frisur würde mit Sicherheit ein Gesprächsthema sein, Politik natürlich auch. »Bei uns ist es eben so …« und »Die verstehen einfach nicht, dass …«, »Die wissen nicht, was es bedeutet …«, würden die Gäste immer wieder mit Nachdruck ausrufen. Mal meinten sie damit die Deutschen, mal die Menschen, die aus anderen Ländern geflohen waren als sie selbst, und mal meinten sie damit die eigenen Kinder, die sie auf die Feier mitbringen würden. Edi kannte die meisten von ihnen, sie hatten sich früher gemein-

© 2021 Suhrkamp Verlag

sam auf Spielplätzen ausgetobt, sie waren sich oft genug in den Schulkorridoren begegnet, sie hatten nicht immer schon aneinander vorbeigeschaut; aber irgendwann hatte Edi nicht mehr auf ihre Einladungen und ihre Anrufe reagiert. Sie teilte nichts mit ihnen. Sie hatten sich nichts mehr zu sagen. Die meisten von ihnen waren nicht weit weggezogen, sie würden sich die Haare erst färben, wenn sie graue Fäden entdeckten, sie lebten jetzt schon das Leben ihrer Eltern weiter, als folgten sie einem vorbestimmten Plan. Als würden sie durch ihren Gehorsam die Eltern darin bestärken, dass deren Leben trotzdem gelungen war – trotz allem! Trotz der miesen Jobs, trotz der fehlenden Jobs, trotz der Ahnung, dass man etwas unwiederbringlich eingebüßt hatte, auch wenn am Ende des Monats genug auf dem Konto übrig war. Nach all den durchgestandenen Schiffbrüchen schien es falsch, sich gegen die eigenen Eltern zu stellen. Edi machte die Anstrengung die Glieder bleiern, so zu tun, als sei man sich mit allen in allem einig, und über das Übrige zu schweigen. Ihr fielen dabei immer die Augen zu, und es war schwer, gerade auf dem Stuhl sitzen zu bleiben.

Der Einzige, bei dem sie sich nicht verstellen musste, war Grischa. Der Sohn von Dora nebenan. Mit ihr war Edis Mutter verstritten, sie sagte, ihr sei die Familie zu schmuddelig, die Nachbarin trinke Hochprozentigen zu jeder Mahlzeit. In den Brei ihres einzigen Sohnes habe sie, als der noch klein war, angeblich auch ab und zu mal was gekippt, weil das den Appetit anrege, wahrscheinlich sehe der Junge deshalb so misslungen aus, mit der zu kurz geratenen Nase und dem strähnigen, in der Mitte gescheitelten Haar. Aber Grischa hatte nie getrunken, wenn Edi angeboten hatte, ihm Bier von der Tankstelle mitzubringen, er hatte immer nur an seiner Cola genippt und selten etwas gesagt, wenn sie mit ein

© 2021 Suhrkamp Verlag

paar anderen über die Klappleiter vom obersten Stockwerk des Wohnhauses aus aufs Flachdach hinausgestiegen waren, um über die Siedlung zu schauen. In Grüppchen hatten sie dort oben zusammengestanden, Grischa meistens in Edis Nähe, gesprochen hatten sie kaum.

Irgendwann war Grischa ein paar Tage weg gewesen, dann tauchte er wieder auf, strahlend, sah aus wie zwölf, und als sie sich das nächste Mal auf der grob geteerten Dachfläche trafen, zog er Edi beiseite, und es sprudelte aus ihm heraus. Er gestand, dass er mit Rüzgar nach Prag abgehauen war und dass sie die Nächte in Clubs verbracht hatten. Edi war die Einzige, die von Rüzgar gewusst hatte und von Rüzgars Abtreibung auch.

Edi hatte schon lange nicht mehr mit Grischa gesprochen, und auch dieses Mal hatte sie ihm keine Nachricht geschickt, dass sie nach Jena kommen würde. Sie hatte zwar seine Kontakte, aber von Menschen, die gesehen haben, wie du über den Schulhof geschubst und in eine Ecke gedrängt gezwungen wurdest, deine Unterhosen runterzuziehen – von solchen Menschen hatte man vielleicht die Nummer, aber man rief sie nicht an. Grischa würde auch nicht bei der Geburtstagsfeier dabei sein, weil die ungeliebten Nachbarn ausdrücklich nicht eingeladen wurden.

Edi wusste nicht einmal mehr, wie Doras Stimme klang, nur dass sie Augenbrauen hatte, wie mit einem verbrannten Streichholzkopf nachgezeichnet, und einen dressierten Kater, der Pfötchen gab, wenn man ihn darum bat. *Man sagt, es bringt Unglück, kreuzt ein schwarzer Kater deinen Weg – aber bis jetzt hat nur der schwarze Kater Pech …*, summte es in Edis Kopf auf Russisch, ein Lied, von dem sich die Reime wie Teesud in ihr abgelegt hatten. Sie summte die Melodie unter Wasser.

© 2021 Suhrkamp Verlag

Dann drückte sie sich hoch, stieg aus der Badewanne, achtete darauf, nicht auszurutschen, als sie die Fußballen auf die Fliesen setzte. Eine pochende Anspannung fuhr ihr erst in den Kiefer und breitete sich dann unter der Kopfhaut aus wie heißer Brei.

Sie musste unbedingt noch den Schlüsseldienst anrufen.

Tatjana klopfte mit angewinkeltem Zeigefinger gegen den Rahmen der offen stehenden Wohnungstür, vor ihr der Monteur vom Schlüsseldienst auf allen vieren, das Hinterteil ins Treppenhaus gestreckt; sie stieg über ihn hinweg, als sei er eine Pfütze. Edi sah, wie sie kurz auf seine kahle Platte starrte, dann an ihr vorbei Richtung Küche marschierte.

»Du hast Gorbatschow eingeladen?«, fragte sie, während sie die Türen der Hängeschränke öffnete.

»Warum Gorbatschow?«, stammelte Edi. »Und was suchst du eigentlich?«

»Hast du sein Muttermal auf der Glatze gesehen? Sieht aus wie ein ganzer Kontinent.« Edi beobachtete, wie Tatjana ein großes Glas aus einem der Schränke nahm, es mit Leitungswasser füllte und es dann in großen Schlucken austrank. Sie hatte kleine Perlen auf der Oberlippe, als sie das Glas wieder absetzte, und atmete zufrieden aus. »Nein, hast du offenbar nicht gesehen. Und hast du wenigstens seinen Tanga zur Kenntnis genommen? – Was? Was schaust du so? Ich denk mir das nicht aus. Geh einmal um ihn rum und schau in sein Dekolleté. Wirklich sehenswert. Roter Spitzentanga. Du bist so wunderbar, Berlin!« Den letzten Satz sang sie im Tonfall der Mineralwasserwerbung, die vor jedem einzelnen Film in den Berliner Kinos lief.

Edi ging hinaus in den Flur, schaute vorsichtig zu dem Monteur hinüber, machte dann ein paar Schritte ins Trep-

© 2021 Suhrkamp Verlag

penhaus hinaus und überlegte, sich Stufe für Stufe aus dem Haus zu schleichen.

»Aha, die Ohren sind rot, habe ich also recht gehabt. Na dann. Alles gepackt?« Tatjana trank in großen Schlucken.

Edi hatte eine ausgebleichte Jeansjacke und dunkelblaue knitterfreie Hosen in die Sporttasche geworfen, dazu ein schwarzes Hemd, das ihre Mutter für völlig unangemessen halten würde, aber sie hatte nichts Eleganteres. Sie würde in den nicht mehr weißen Adidas-Schuhen fahren, weil ihre Mutter ihr ohnehin andere, *bessere*, andrehen würde, damit sie nicht wie eine zufällig vorbeijoggende Bekannte auf die Party käme.

Zu Edis Überraschung hatte Tatjana für die ausgelatschten Turnschuhe ein anerkennendes Nicken übrig, sie habe auch solche gehabt, damals, die hätten allerdings nicht lange gehalten, nur bis Moskau. Die Sohlen seien ihr dort abgefallen im Schnee, bei minus 25 Grad, vielleicht war es auch noch kälter, ihr sei alles vereist, die Augäpfel, die Nasenschleimhäute, die Arschbacken seien ihr zusammengefroren. Ihre Adidas habe sie angehabt, weil sie so stolz darauf gewesen sei, auf ihre ersten Westschuhe. Sie war ja nicht von dort, aus Moskau, und wollte nicht wie die Schwester vom Land wirken, deshalb war sie im Schicksten gekommen, was sie hatte, sie habe ja nicht gewusst, dass es so kalt werden würde in der Hauptstadt.

Sie brabbelte immer noch vor sich hin, da waren sie schon fast auf der Autobahn. Edi dachte darüber nach, warum Tatjana zu Moskau »Hauptstadt« sagte, obwohl sie aus der Ukraine kam, fragte aber nicht nach. Sie kam ihr vor wie eine Jukebox, die man mit einer Frage oder einer Bemerkung anschmiss, und dann leierte sie vor sich hin, egal, ob jemand zuhörte oder nicht.

© 2021 Suhrkamp Verlag

Das Auto war erfüllt von Tatjanas Parfüm, und es war nur eine Frage der Zeit, bis beide davon Kopfschmerzen bekommen würden. Es war keine lange Fahrt, nur zweieinhalb, vielleicht drei Stunden, wenn der Verkehr ruhig bliebe, aber Edi hatte das Gefühl, jetzt schon endlos unterwegs zu sein, ohne das Ziel zu kennen.

Die Nester aus verknoteten Mistelblättern in den Bäumen hinter den Lärmschutzwänden sahen aus wie sumpfgrüne Luftballons, die sich ganz oben in den Zweigen verfangen hatten. Außer dass es Parasiten waren, die Wurzeln in das Kronenholz schlugen, um dann von ihrem Wirt zu trinken, wusste Edi noch, dass die Pflanze eine Zauberkraft entfaltete, wenn man sie mit dem richtigen Werkzeug, nämlich einer Goldsichel, absäbelte. So behauptete es zumindest der Comic, den ihr Vater ihr eine Zeitlang zum Einschlafen vorgelesen hatte. Sein schwarzbehaarter Finger zeigte auf den alten Mann mit dem unendlich langen Bart und dem roten Umhang, der über einem dampfenden Kessel stand und die Zutaten für einen magischen Trank verrührte. Das Gebräu mache einen unbesiegbar, aber nicht unverwundbar, erklärte der Vater, und irgendwann war Edi klar geworden, dass er mit Asterix und Obelix Deutsch lernte, er wiederholte die Wörter manchmal mehrmals, dann fügte er russische Erklärungen hinzu, aber Edi hätte nicht sagen können, wann genau er in welche Sprache wechselte, für sie war alles ein Klang, es war Papasprache.

Wie die Zähne von Pürierstäben zerkleinerten die Rotorblätter der Windräder den Himmel. Ein paar Schilder kündigten an, dass es ein Kullman's Diner, ein McDonald's und eine Tankstelle in der Nähe gab. Edi sah auf die Spritanzeige und nahm mit einer gemurmelten Entschuldigung, sie müsse tanken, die Abfahrt zur Raststation. Tatjana schien das nur recht zu sein.

© 2021 Suhrkamp Verlag

»Ich geh mal eine paffen, willst du auch? Ach nee, du tust ja so, als rauchst du nicht.« Kaum hatte Edi angehalten, riss sie die Autotür auf und machte in ihren Wildlederstiefeln mit den glockenzungenähnlichen Fransen ein paar Schritte von den Zapfsäulen weg.

Edi versuchte ruhig zu atmen, fragte sich, ob sie ihr Gras auspacken und sich dazustellen sollte. Der Himmel zeigte verwaschene Grautöne, das Licht staubte diffus durch die Kronen der Bäume, sie fröstelte, obwohl es noch warm war für Oktober. Sie zog das karierte Flanellhemd über ihrem Shirt am Hals enger und ging in das Stationsgebäude, um zu zahlen.

Auf einem Regal längs der Fensterfront rutschten Zeitungen und Magazine ineinander, vor der Kasse stapelte sich neben Kaugummi, Kondomen und Lakritz noch einmal die lokale Tageszeitung. *Thüringen* sprang ihr fett aus der Schlagzeile entgegen. Was für ein hässliches Wort, fand sie. Es gab keine Art, es melodisch auszusprechen. Mit Thüringen verband sie Schmelzkäsewettessen, Berge, die das Tal, in dem Jena lag, vor Wind und der sonstigen Realität schützten – wenn es überall sonst im Land regnete, schien hier die Sonne, und wenn es oben sonnig war, stellte sich im Tal Monsunwetter ein –, mit Thüringen verband sie die Haltestelle mit dem Namen »Paradies«, die von ICEs nicht mehr angefahren wurde, so dass Menschen ohne Pkw und ohne Vertrauen in Mitfahrgelegenheiten zu umständlichen Umsteigeaktionen gezwungen waren, wenn sie aus Jena weg- oder nach Jena hinwollten, und schlimmstenfalls in Provinzbahnhöfen strandeten, deren Toilettenräume schon lange nicht mehr in Betrieb waren. Die elfstöckige Wohnhaussiedlung fiel ihr ein mit Fenstern wie Schießscharten, der Ausblick aus der im sechsten Stock gelegenen Wohnung ihrer Eltern

© 2021 Suhrkamp Verlag

auf das Universitätsklinikum und auf weitere wie Dominosteine in die Landschaft gesetzte Hochhäuser, der Ausblick vom Dach, die Rufe ihrer Mutter, die im Hof stand und sich fragte, wo ihr Kind abgeblieben war.

Sie reichte ihre Bankkarte der abwesend blickenden Tankstellenangestellten und ging zur Tür, dann drehte sie sich nochmal um, griff sich eine der Tageszeitungen an der Kasse, faltete sie in der Mitte zusammen und legte Kleingeld auf den Tresen. Edi konnte sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal gedruckte Tagespresse gekauft hatte, zwar schrieb sie selbst für ein »Blatt«, aber womöglich war diese Formulierung, »für ein Blatt schreiben«, reine Hochstapelei – schließlich schickte man ihr noch nicht mal ihr eigenes tägliches Exemplar nach Hause.

Sie schmiss die Zeitung auf die Rückbank und ignorierte den Blick ihrer Beifahrerin. »Ich lese keine Zeitungen mehr«, sagte Tatjana, »wenn ich nichts über die Welt lese, habe ich das Gefühl, sie zerfällt langsamer.« Sie machte keine Anstalten einzusteigen und schaute Edi herausfordernd an. »Ich habe Hunger. Außer ein paar Kippen habe ich heute nichts gehabt.« Sie zeigte auf den Schnellimbiss, der an das Tankstellengebäude angebaut war, mit schweren Holztischen und in die Erde gerammten Bänken davor.

Großartig, schoss es Edi durch den Kopf, kaum losgefahren, und schon kamen sie nicht vom Fleck. Andererseits hatte sie auch nur einen klebrigen Erdnussriegel zum Frühstück gehabt.

Edi biss in ihren Burger mit Fleischimitat, den Tatjana schon bei der Bestellung mit Herablassung quittiert hatte. Sie selbst tunkte ihre Pommes betont grazil in den Ketchup auf der Papierunterlage ihres Plastiktabletts und schaute in die Wei-

© 2021 Suhrkamp Verlag